

Diskurs, radikale Demokratie, Hegemonie – Einleitung

MARTIN NONHOFF

Das Denken Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes, das, je nach der Betonung einzelner Aspekte, als Diskurs- oder als Hegemonietheorie oder auch als Theorie radikaler Demokratie rezipiert wird, kann als einer der einflussreichsten Beiträge zur politischen Theorie der Gegenwart gelten. Hier laufen wichtige Denklinien des 20. Jahrhunderts – insbesondere der Strukturalismus Saussures, die Hegemonietheorie Gramscis, die Psychoanalyse Freuds und Lacans sowie die Dekonstruktion Derridas – zusammen und werden zu einer Theorie des Sozialen und des Politischen verdichtet, die nicht länger auf geschlossene gesellschaftstheoretische Konzepte (etwa das *der* „Gesellschaft“) oder fixe Begründungsfiguren (etwa die Begründung sozialen Geschehens aus ökonomischen Notwendigkeiten) angewiesen ist. Die Basis bildet hierbei eine differenztheoretische, am strukturalistischen Verständnis von Sprache orientierte Konzeption des Sozialen, die allerdings von den Phantasien einer Schließbarkeit von Strukturen befreit ist. Stattdessen wird die antagonistische und machtförmige Natur des Sozialen – und damit dessen innere Brüchigkeit und Kontingenz – betont. Herrschaft im Sinne einer dauerhaft befriedeten sozialen Strukturierung muss demnach als Schimäre gelten. Längerfristig etablierbar sind Strukturierungen nur, wenn sich verschiedene gesellschaftlich-politische Kräfte unter einem gemeinsamen Ziel zusammenfinden. Doch solche Verbindungen sind fragil, immer nur vorläufig und letztlich nie objektiv gegeben: Soziale Strukturierung funktioniert somit ausschließlich im unruhigen Modus der Hegemonie. Die politische Verfasstheit, die das am ehesten anerkennt, ist die Demokratie, jedenfalls sofern sie eine *radikale* Demokratie ist, die sich sowohl ihrer eigenen Grundlosigkeit bewusst ist als auch der Notwendigkeit, angesichts dieser Grundlosigkeit im Zuge des politischen Kampfes immer aufs Neue um Gründungs- und Begründungsfiguren zu streiten.

Für den großen Einfluss des Denkens von Laclau und Mouffe gibt es zahlreiche Indizien, allen voran die große Zahl von theoretischen wie empirischen Stu-

dien, die durch Laclau und Mouffe angeregt wurden (vgl. z.B. Laclau 1994; Howarth u.a. 2000; Critchley/Marchart 2004), und die mittlerweile konstatablere Etablierung einer veritablen Schule, der *Essex School of Discourse Theory*. Auch im deutschsprachigen Raum gewinnt die Hegemonietheorie – dieses Etikett werde ich im Folgenden verwenden – zunehmend an Aufmerksamkeit. Zur frühen Rezeption hat maßgeblich ein von Oliver Marchart herausgegebener Sammelband beigetragen, der wichtige internationale Beiträge zum Denken von Ernesto Laclau versammelte (Marchart 1998). Seitdem liegen einige größere Studien vor, die an die Hegemonietheorie anschließen, insbesondere in der Soziologie und der Politikwissenschaft, aber auch darüber hinaus, z.B. in der Philosophie und der Humangeographie (vgl. z.B. Stäheli 2000; Brodocz 2003; Nonhoff 2006a; Glasze 2007). Der zunehmende Stellenwert in Deutschland zeigt sich aber ebenso darin, dass es vermehrt einführende Beiträge in verschiedenen Übersichtsbänden gibt (Stäheli 1999; Hetzel 2004; Jörke 2004) und dass nach *Hegemony and Socialist Strategy*, das als gemeinsames Hauptwerk von Laclau und Mouffe bereits zu Beginn der 1990er Jahre in deutscher Übersetzung vorgelegt wurde (Laclau/Mouffe 1991[1985]), in jüngerer Zeit auch einflussreiche Aufsätze und kürzere Monographien ins Deutsche übertragen wurden (Laclau 2002; Mouffe 2007). Im vorliegenden Band sind nun Beiträge versammelt, die einen Überblick über Forschungen geben, die im deutschsprachigen Raum an Laclau und Mouffe anschließen. Dabei geht es einerseits um die fortgesetzte theoretische Auseinandersetzung mit dem hegemonietheoretischen Denken, das selbst nicht statisch ist, sondern sich fortentwickelt (vgl. Laclau 2004; Laclau 2005; Mouffe 2005); und andererseits um methodische und empirische Anchlüsse, die, anschließend vor allem an die diskurs-theoretischen Überlegungen von Laclau und Mouffe, in der einen oder anderen Weise an einer bestimmten Form der politischen Diskursanalyse arbeiten, die man auch Hegemonieanalyse nennen kann. Ehe im Folgenden der Inhalt der einzelnen Beiträge kurz resümiert wird, möchte ich zunächst einen knappen Überblick über die Entwicklung einiger zentrale Aspekte des Denkens von Laclau und Mouffe geben.¹ Ich gehe dabei in drei Schritten vor, die an die eingangs genannten drei Theorie-Bezeichnungen bzw. an den dreiteiligen Titel dieses Bandes angelehnt sind: Diskurs, radikale Demokratie, Hegemonie.

Diskurs

Das Etikett der Diskurstheorie haben Laclau und Mouffe selbst offensiv reklamiert und so wundert es nicht, dass sie oft als Diskurstheoretiker rezipiert werden. Genau betrachtet ist ihr Entwurf allerdings nicht primär eine Diskurstheorie, sondern eine Sozialtheorie und eine Politische Theorie, die das Soziale im Modus

1 Ausführliche Übersichtsbeiträge gibt es genügend; vgl. neben den schon oben genannten einführenden Aufsätzen auch Torfing (1999) und Marchart (2002).

der Diskursivität verfasst sieht. Damit ist das Konzept des Diskurses gleichwohl von ganz zentraler Bedeutung. Mit ihrem Diskursverständnis schließen Laclau und Mouffe insbesondere an die strukturalistische Sprachwissenschaft Ferdinand de Saussures an, die die Bedeutung von sprachlichen Zeichen in ihrer Differenz zu anderen Zeichen begründet sah: Diskurse setzen sich zusammen aus Artikulationen, und Artikulationen sind zu verstehen als Relationierungen von Elementen, die im Zuge dieser Relationierung erst als differente, sinnhafte Elemente entstehen (vgl. Laclau/Mouffe 1985: 105). Die soziale Wirklichkeit kann insofern als wesentlich diskursiv verstanden werden, als sie eine sinnhafte Wirklichkeit ist, in der sich die Bedeutung aller sinntragenden Einheiten erst in Relation und damit in Differenz zu anderen Einheiten etabliert. Somit sind Diskurse explizit *nicht* auf die Sphäre der Sprache begrenzt: Auch Objekte, Subjekte, Zustände oder Praktiken ergeben erst im sozialen Relationsgefüge einen je spezifischen Sinn und sind insofern diskursiv strukturiert. Die im Feld der foucaultschen Diskursanalyse gebräuchliche Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken entfällt damit (Laclau 1993).

Im Unterschied zum Strukturalismus Saussures gehen Laclau und Mouffe – insbesondere unter dem Einfluss des dekonstruktivistischen Denkens – nun jedoch nicht davon aus, dass Strukturen fixiert und geschlossen existieren können, was aber die Bedingung dafür wäre, dass sich objektive Bedeutungen der diskursiven Elemente einstellen können. Strukturierungen sind nie notwendigerweise gegeben, sie finden ihre Grenzen in der Kontingenz und in der Ereignishaftigkeit, die im Sozialen allgegenwärtig ist und auch damit zusammenhängt, dass Entscheidungen und Machteffekte grundsätzlich nicht vorhersehbar und determiniert sind. Dass damit dauerhafte diskursive wie gesellschaftliche Strukturen nicht möglich sind, bedeutet nun gerade nicht, dass es nicht dennoch kontinuierlich Bemühungen um Strukturierung gibt – diese werden allerdings letztlich nie erfolgreich sein. Diese Bemühungen kann man als „Diskurs“ oder auch als „Gesellschaft“ bezeichnen, in Unterscheidung vom Diskursiven und vom Sozialen. Die Räume des Diskursiven bzw. des Sozialen sind schier unendliche, differenzbasierte Verweisungsräume, geprägt von Bedeutungsüberschüssen einzelner Elemente. Erst die (stets vorübergehende) artikulatorische Verfestigung in Diskursen und Gesellschaften setzt die verschiedenen Elemente in eindeutigere Beziehungen und schreibt damit Bedeutungen genauer zu. Maßgeblich für diese Verfestigung sind insbesondere so genannte Knotenpunkte, um die herum sich diskursive wie soziale Formierungen ausbilden können (Laclau/Mouffe 1985: 112). Diese Teil-Fixierungen sind die Bedingung der Möglichkeit für Differenz und Sinnhaftigkeit (wäre alles fluid, gäbe es keine Anhaltspunkte für Differenz), doch sie lassen sich niemals endgültig und umfassend festschreiben. Für den Begriff der Gesellschaft bedeutet die diskursive Verfasstheit des Sozialen vor allem, dass es keinen Sinn ergibt, von *der* Gesellschaft in objektiver Weise zu sprechen (vgl. Laclau 1990: 89-92). Es existieren andauernde und andauernd scheiternde Prozesse der Ver-gesellschaftung und verschiedenartige, fragile, einander häufig gegenseitig beein-

flussende gesellschaftliche Formierungen. Doch *die* Gesellschaft gibt es ebenso wenig wie *den* Diskurs (vgl. auch den Beitrag von Angermüller in diesem Band).

In jüngerer Zeit hat Ernesto Laclau die Terminologie des Diskurses um jene der Rhetorizität ergänzt (vgl. v.a. Laclau 2005, siehe auch den Beitrag in diesem Band). Damit betont er, dass Verknüpfungen zwischen verschiedenen – sprachlichen wie sozialen – Elementen in keiner Weise auf einem externen Grund oder einer Wesentlichkeit beruhen. Verweise zwischen Elementen sind vielmehr *katachrestischer* Natur, d.h. sie beruhen nie auf einer wörtlichen (oder objektiven), sondern stets auf einer figürlichen, mittelbaren Relation. Mit der Argumentationsfigur der Rhetorizität des Sozialen wird somit nochmals, in etwas anderem Vokabular, die grundsätzliche Nicht-Notwendigkeit diskursiver wie sozialer Arrangements betont.

Radikale Demokratie

Zu (vorübergehenden) objektiven Fixierungen im Raum des Diskursiven wie des Sozialen kann es nur dann kommen, wenn verschiedene diskursive Elemente als systematischer Zusammenhang von einem Außen abgegrenzt werden. Damit die Grenze zum Außen sich als wirkliche Grenze etablieren lässt, darf es keinerlei Kontinuität, d.h. keine normalen Differenzbeziehungen, zwischen dem Innen und dem Außen geben. Die Beziehung zwischen Innen und Außen ist damit keine objektive Beziehung; Laclau spricht vielmehr von der Grenze der Objektivität (vgl. den Beitrag in diesem Band). Eine solche undurchlässige Grenze ist niemals natürlich gegeben (sonst hätte man es mit einfachen Differenzen zu tun), sie lässt sich nur durch Ausschluss, d.h. antagonistisch etablieren (Laclau 1996: 37). Dem Ausgeschlossenen kommt dabei eine paradoxe Doppelfunktion zu: Zum einen wird es ausgeschlossen, weil seine Zugehörigkeit zum System dieses in Frage stellen würde, weil es die Identität des Systems konterkariert und beseitigt werden muss; zum anderen aber wird eben dieses System erst durch das Ausgeschlossene konstituiert (qua Abgrenzung). Wir haben es also mit einem konstitutiven Außen zu tun, das zugleich als Bedrohung des Systems erscheint. Dass die Existenz eines solchen, antagonistisch bestimmten, konstitutiven Außen die Bedingung der Möglichkeit jeder sozialen Formierung ist, ist nun aber gleichbedeutend mit der Aussage, dass dem Antagonismus selbst eine gesellschaftskonstituierende Funktion zukommt. Nur aufgrund des antagonistischen Bruchs mit ihrem Außen kann sich eine gesellschaftliche Ordnung etablieren; zugleich aber ist es eben dieser Bruch, der verunmöglicht (weil er ja etwas ausschließt), dass sich *die* Gesellschaft etabliert. Die antagonistisch bedingten Erschütterungen und Verschiebungen der gesellschaftlichen Sedimente beschreiben Laclau und Mouffe als die Rolle der Politik. Der aus dem Antagonismus fließenden Logik des Politischen kommt damit eine dynamische Funktion gegenüber der Ordnung des Sozialen zu.

Was hat das alles aber mit Demokratie, gar radikaler Demokratie zu tun? Ganz einfach: Radikale Demokratie ist die einzige politische Verfassung, die den Antagonismus produktiv integriert hat. Gesellschaftliche Ordnung gründet auf antagonistischem Ausschluss; der Ausschluss wiederum ist eine Folge von kontingenten Machtunebenheiten. Damit ist aber der Grund jeder gesellschaftlichen Ordnung kontingent, er ist, mit anderen Worten, ein Nicht-Grund. Demokratie als Volksherrschaft ist in dem Maß eine *radikale* Demokratie, wie sie ihre eigene Grundlosigkeit anerkennt, ja sie sogar zu ihrem Kernprinzip macht (vgl. auch die Beiträge von Hetzel und Marchart in diesem Band). Denn in ihrem Zentrum befindet sich ein leerer Ort: der leere Ort der Macht, um dessen Besetzung legitimerweise gestritten wird.² Damit kommt es einerseits zu einer Instituierung des Antagonismus, andererseits werden die Optionen der politischen Neugründung oder Neuorientierung verfügbar und legitim. Insbesondere Chantal Mouffe arbeitet seit den frühen 1990er Jahren an demokratietheoretischen Überlegungen, die die Tatsache des Antagonismus ernst zu nehmen suchen (vgl. Mouffe 1999, 2000, 2005). „Only by acknowledging the political in its antagonistic dimension“, schreibt Mouffe (2005: 14), „can we pose the central question for democratic politics.“ Demnach ist es ein Problem, wenn unter dem theoretischen Vorzeichen vieler liberaler Denkansätze Einheit und deliberativer Konsens, „beste“ Lösungen und Notwendigkeiten gepredigt werden, weil damit dem Antagonismus nicht Rechnung getragen wird. Stattdessen gelte es, den Antagonismus demokratisch zu zähmen, d.h. im Rahmen einer demokratischen Verfassung pointierte Alternativen und echte Gegnerschaften zu ermöglichen. Den politisch gezähmten Antagonismus, in dem aus Feinden Gegner geworden sind, die demokratische Grundregeln und -werte anerkennen, beschreibt Mouffe als „agonistischen Pluralismus“ und sieht als dessen wichtigste Konfliktlinie die Spaltung zwischen rechts und links (siehe auch ihren Beitrag in diesem Band). Kommt es nicht zu einer solchen agonistischen Einhegung des Antagonismus, so ihre Befürchtung, dann droht sich der Antagonismus stattdessen gewaltsam zu aktualisieren, auf der Basis essentialistischer – bspw. ethnisch oder religiös begründeter – Identitäten (vgl. Mouffe 2005: 5).

Hegemonie

Dem Topos der Hegemonie, prägend schon für das Denken Antonio Gramscis, wird von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe erneut ein zentraler Stellenwert eingeräumt. Da dauerhafte gesellschaftliche Formierungen und Herrschaftsverhältnisse aufgrund der Nicht-Fixierbarkeit des Sozialen und der Dynamik des Politischen nicht erreichbar sind, gilt der Kampf um eine hegemoniale Stabilisie-

2 Mit ihrem Argument zum leeren Ort der Macht lehnen sich Laclau/Mouffe (1985: 186/87) an eine Argumentation Claude Leforts an (vgl. Lefort 1990[1983]).

rung als der eigentliche Modus der Politik. Mit dem Begriff der Hegemonie wird damit der Umstand erfasst, dass zwar eine Vorherrschaft über etwaige Gegner erreicht und auch verteidigt werden kann, dass diese Vorherrschaft aber grundsätzlich prekär ist, weil sich sowohl die Gegner als auch die Verbündeten einer völligen Kontrolle entziehen. Die Auseinandersetzung mit Fragen der Hegemonie prägt das Werk von Laclau und Mouffe seit den 1980er Jahren, beeinflusst vor allem durch die Kritik an der Hegemonie des Neoliberalismus und die Skizzierung eines eigenen hegemonialen Projekts der neuen sozialen Bewegungen.

Ein wesentliches Anliegen ist dabei, das Funktionieren hegemonialer Praxis angemessen zu rekonstruieren. Drei Kernelemente dieser Praxis lassen sich ausmachen (vgl. z.B. Laclau 2005: 69). Erstens ist es von Bedeutung zu verstehen, dass ein hegemoniales Projekt nur erfolgreich sein kann, wenn es möglichst viele Akteure an sich bindet und damit zu einer machtvollen Formierung wird. Es ist also – in den Worten von Laclau und Mouffe – notwendig, dass es zur Artikulation von Äquivalenzbeziehungen zwischen den Forderungen unterschiedlicher Gruppen kommt, so dass eine „Äquivalenzkette“ entsteht (vgl. z.B. Laclau 2000: 55). Damit wird Äquivalenz als die zweite Logik der diskursiven Verknüpfung neben der Differenz eingeführt: Zwei Elemente können als unterschiedliche oder als miteinander Hand in Hand gehend artikuliert werden. Die Logiken von Differenz und Äquivalenz, die im unaufhörlichen diskursiven Spiel miteinander ringen, bilden zentrale Aspekte der Hegemonietheorie (vgl. Laclau/Mouffe 1985: 127-134).³

Man muss nun aber danach fragen, unter welcher Bedingung unterschiedliche Forderungen verschiedener Gruppen als äquivalente Forderungen artikuliert werden können. Die Gemeinsamkeit ist keine positive Gemeinsamkeit, denn es handelt sich ja um differente Forderungen. Sie werden vielmehr durch eine negative Gemeinsamkeit zusammengebunden: durch ihre gemeinsame Opposition zu einem spezifischen „general crime“, wie es Ernesto Laclau einmal bezeichnet hat (Laclau 2000: 54). Dieses „general crime“ muss dabei keineswegs ein monolithischer Pol sein, sondern kann seinerseits aus mehreren Elementen, die ebenfalls als äquivalent artikuliert werden, zusammengesetzt werden. Idealtypisch kommt es also zur Ausbildung zweier, sich konfrontierender Äquivalenzketten und damit zu einer Aktualisierung des Antagonismus in einer je spezifischen Form: Dort das „general crime“, hier der Verbund von Positionen, die auf die Überwindung eben dieses Generalverbrechens zielen. Die damit erfolgende antagonistische Zweiteilung des diskursiv-sozialen Raums bildet das zweite Kernelement der hegemonialen Praxis. Die antagonistische Grenze ist allerdings keine objektiv gegebene: Denn erstens unterliegt sie der Perspektivität, d.h. von unterschiedlichen Punkten im sozialen Raum aus betrachtet kann es unterschiedliche antagonistische Grenzen geben. Zweitens werden damit stets mehrere Antagonismen innerhalb eines sozialen Gefüges denkbar, und so gibt es auch Elemente, die sich

3 Vgl. den Beitrag von Nonhoff in diesem Band für eine ausführlichere Typologie diskursiver Beziehungen.

nicht eindeutig einer bestimmten Seite eines bestimmten Antagonismus zuordnen lassen. Diese Elemente destabilisieren – vergleichbar flottierenden Signifikanten – antagonistische Grenzziehungen (vgl. Laclau 2005: 129-138).

Das dritte wichtige Element besteht schließlich in der Repräsentation der Forderungen, die auf die Überwindung des „general crime“ ausgerichtet sind, durch einen Signifikanten bzw. eine zentral werdende Forderung. Dieser Signifikant ist einerseits ein Partikulum, eine differentes Element wie jedes andere. Andererseits aber verkörpert er in einer Art paradoxem Kurzschluss zugleich das spezifische Allgemeine der betreffenden Formierung von gesellschaftlichen Forderungen (und der fordernden Subjekte) bzw., in den Worten Laclaus (in diesem Band: 31), die „unmögliche Fülle der Gemeinschaft“. Von einem paradoxen Kurzschluss muss man dabei sprechen, weil das Allgemeine unter den Bedingungen eines Signifikationssystems, das auf der Differenz verschiedener Partikula beruht, nicht repräsentiert werden *kann*, weil es aber zugleich durch ein Partikulum, einen einzelnen Signifikanten, repräsentiert *wird*. Damit unterläuft dieser Signifikant die differenzbasierte Funktion der Signifikation selbst. Er vollzieht eine unmögliche Signifikation, weshalb er auch als *leerer Signifikant* bezeichnet wird (Laclau 1996: 36-46; vgl. auch Nonhoff 2001). Die Repräsentation des Allgemeinen durch einen leeren Signifikanten ist ein wesentliches Kennzeichen eines jeden hegemonialen Projekts und jeder ausgereiften Hegemonie.⁴ Welcher Signifikant bzw. welche Forderung diese Repräsentationsfunktion übernimmt, lässt sich a priori nicht feststellen. Die Erhebung zum leeren Signifikanten beruht damit auf einem „radikalen Investment“, das nicht rational, sondern allein affektiv begründet werden kann (vgl. Laclau 2005: 110-117).⁵

Eine wesentliche Bedingung für die Ausformung hegemonialer Projekte besteht darin, dass unterschiedliche Forderungen von der Position aus, an die sie gerichtet werden, nicht erfüllt werden. Denn nur so kann es überhaupt zur Äquivalenzierung der Forderungen *ex negativo* kommen. Je mehr dieser Forderungen jedoch gesondert erfüllt werden, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit einer hegemonialen Bewegung (vgl. Laclau 2005: 125-128). Wenn sich tatsächlich Äquivalenzketten zwischen verschiedenen Forderungen ausbilden können, so ist damit allerdings noch nichts über deren Reichweite gesagt. Laclau und Mouffe unterscheiden zwei verschiedene Kontexte der Hegemonie: Demokratie und Populismus. In Demokratien existieren verschiedene politische Arenen nebeneinander und in jeder dieser Arenen kann es zu – begrenzten – hegemonialen Auseinandersetzungen kommen. Beispielsweise kann es politische Kämpfe um die rich-

4 Vgl. zur Unterscheidung von hegemonialem Projekt und ausgereifter Hegemonie Nonhoff (2006a: 138-141). Nicht jede hegemoniale Praxis führt zu einer ausgereiften Hegemonie. Es sind auch Situationen denkbar, in denen sich unterschiedliche hegemoniale Projekte konfrontieren, ohne dass sich eines davon durchsetzt; ein Beispiel hierfür ist der Kampf um *Humanities*-Curricula an den amerikanischen Colleges (vgl. Nonhoff 2006b).

5 Siehe hierzu auch die Beiträge von Laclau und Stäheli in diesem Band.

tige Wirtschaftsordnung (vgl. Nonhoff 2006a) oder um Geschlechtergerechtigkeit geben, ohne dass diese Kämpfe notwendigerweise miteinander verbunden werden. Im Unterschied hierzu entwickelt sich in populistischen Szenarien ein hegemonialer Kampf, der viele Arenen miteinander verknüpft, so dass sich ein Antagonismus von annähernd „gesamtgesellschaftlicher“⁶ Dimension einstellt, in welchem „das System“ oder „die Macht“ von „dem Volk“ herausgefordert wird. Dieser populäre Mechanismus operiert im Prinzip natürlich auch in den vielen Arenen der Demokratie, nur wesentlich kleinteiliger und vielschichtiger. Um die für nötig erachteten großen Veränderungen angesichts der Hegemonie des Neoliberalismus zu bewerkstelligen, ist es nach Ernesto Laclaus Ansicht für die Linke unerlässlich, aus ihrer Perspektive an der Konstruktion eines „Volks“ auf der „gesamtgesellschaftlichen“ Ebene zu arbeiten (Laclau 2006). Damit wird nochmals deutlich, dass Hegemonien (wie die des Neoliberalismus) stets gegnerische hegemoniale Projekte ermöglichen und provozieren. Keine hegemoniale Ordnung kann also jemals dauerhaft instituiert sein.

Übersicht über den Band

Den Auftakt des folgenden Bandes bilden zwei jüngere Beiträge von Chantal Mouffe und Ernesto Laclau, die hier in übersetzter Fassung erscheinen. Beide Aufsätze stellen die jüngere Theorieentwicklung der beiden Autoren in knapper Form dar und bilden einen guten Startpunkt für die Auseinandersetzung mit dem hegemonietheoretischen Denken. Der Beitrag von *Ernesto Laclau* fasst zusammen, wie sich die Hegemonietheorie aus ihrer Kritik des Marxismus heraus entwickelte. Im Zentrum stehen dabei die Erläuterung des nicht-objektivistischen Verständnisses des Antagonismus und die Beschreibung des „Terrains“, das Antagonismen ermöglicht. Dabei werden zuerst die Konzepte des Diskurses, des leeren Signifikanten, des Nominalismus und des radikalen Investments erläutert. Anschließend führt Laclau nochmals seine Kritik am Marxismus und dessen ökonomistischem Notwendigkeitsdenken aus. Die Vorstellung einer Logik – sei es eine ökonomische oder eine andere –, die hinter unserem Rücken Gesellschaften gestaltet, ist demnach abzulehnen. Stattdessen ist es allein die Politik – d.h. die „Welt kontingenter Artikulationen“ (36) –, aus der gesellschaftliche Formationen und gesellschaftlicher Wandel resultieren. Der Aufsatz von *Chantal Mouffe* setzt sich mit der Frage nach der guten gesellschaftlichen Ordnung auseinander. Er fasst Mouffes Liberalismus- und Kosmopolitismuskritik zusammen und skizziert den Gegenentwurf einer demokratischen, agonistisch-pluralistischen Gesellschaft, in deren Zentrum der Streit zwischen klar konturierten Alter-

6 Dieser Begriff ist unter der Berücksichtigung der obigen Ausführungen zur Unmöglichkeit *der* Gesellschaft vorsichtig zu lesen.

nativen entlang des Rechts-Links-Bruchs steht. Der Aufsatz endet mit Überlegungen zur föderalen Organisation einer solchen Ordnung.

Die an Laclau und Mouffe anschließenden Beiträge setzen sich einerseits mit verschiedenen Aspekten der Hegemonietheorie kritisch auseinander, andererseits zeigen sie einige methodische und empirische Anschlussmöglichkeiten auf. Zunächst folgen vier Aufsätze – von Alex Demirović, Andreas Hetzel, Oliver Marchart und Urs Stäheli – mit deutlichem Theoriefokus. In den Beiträgen von Stefanie Wöhl, Johannes Angermüller, Martin Nonhoff, Cornelia Bruell und Daniel Schulz wird die Theorierekonstruktion oder -kritik in unterschiedlicher Gewichtung verknüpft mit methodischen Überlegungen zur Möglichkeit von Diskurs- oder Inhaltsanalysen und mit entsprechenden empirischen Untersuchungen.

Alex Demirović unterzieht die Hegemonietheorie, die er von einer Vielzahl von Paradoxien durchzogen sieht, einer vielschichtigen und weitreichenden Kritik. Zu den Paradoxien rechnet er unter anderem, dass die radikale Offenheit des Sozialen in der Notwendigkeit eines Ausschlusses mündet (wobei zudem die Frage danach nicht gestellt würde, welche Ausschlüsse legitim seien und welche nicht), dass die Zurückweisung jedes ersten Grundes eine Ontologie eines Ersten – der Doppellogik von Äquivalenz und Differenz einerseits und der Politik andererseits – zurückbringt und dass bei aller Separierung des Diskursiven von diskursexternen Kausalitäten eben diese – ökonomischen, politischen oder kulturellen – Kausalitäten immer wieder zur Erklärung der diskursiven Entwicklung herangezogen werden. Während er die verschiedenen Paradoxien herausarbeitet, verfolgt Demirović allen voran eine Linie der Kritik an den Entwürfen Chantal Mouffes und insbesondere Ernesto Laclaus: Das Theoriemodell der hegemonialen Logik mit all seinen Untertheoremen befindet sich auf einem übersteigerten Niveau der Abstraktheit und Universalisierung, es erfasst in seinem theoretischen Kern nicht hinreichend die vielfältige Praxis, die sich wandelnden soziologischen Faktoren und die Historizität des politischen Geschehens. Daher tauchen all diese Aspekte Gespenstern gleich im Theoriegebäude auf, ihr Status und ihre Begründung bleiben unklar, oft erscheinen sie als bloß äußerliche Größen. Die mangelnde Fundierung in Geschichte und sozialer Praxis erweist sich nach Demirović ganz besonders bei der Funktion des Gesellschaftsbegriffs: Zwar wird diese im Denken Laclaus und Mouffes als unabschließbar und als in sich gebrochen verstanden, weil sie im Antagonismus gründet. Dies ist nach Ansicht Demirovićs durchaus ein Vorteil gegenüber dem immer noch verbreiteten Containermodell von Gesellschaft. Zugleich entgehe der Hegemonietheorie aber, was Marx bereits erkannt habe, dass nämlich „Gesellschaft“ selbst ein historischer Modus des Zusammenlebens ist, der dem bürgerlichen Denken entspringt, dass sie mithin kein allgemeiner menschlicher Daseinsmodus sei. Die soziale Formation „Gesellschaft“ ist demnach ein „historisch kontingentes Projekt“ (80), das allerdings zur Disposition gestellt werden muss. Denn Gesellschaft bedeutet, wie Laclau und Mouffe selbst detailliert ausführen, dass den Einzelnen eine Orientierung an der Universalität abverlangt wird. Erfolgt diese Orientierung aber nicht, so wird das

nach Demirović immer „das Opfer der Einzelnen mit sich führen, die sich dem Allgemeinen nicht fügen“ (81). Somit stellt die Verkenning der Kontingenz der Gesellschaft ein wesentliches Problem des Ansatzes von Laclau und Mouffe dar, weil sie auch bedeutet, dass keine Möglichkeit ihrer Überwindung gedacht wird.

Der Beitrag von *Andreas Hetzel* setzt sich mit dem Bezug zur Tradition der Rhetorik auseinander, der das laclausche Werk in den jüngeren Jahren zunehmend geprägt hat. Dabei grenzt Hetzel unter Rückgriff auf die Antike zunächst die Rhetorik von der Philosophie ab: Während die Philosophie stets nach dem Grund der Dinge sucht und diesen letztlich in der kosmischen Ordnung findet, kennt die Rhetorik nur die Praxis des *logos*, jenseits derer es nichts gibt. Das hat auch eine hohe politische Relevanz: Wo die Philosophie das Wesen der besten – der Ordnung des Kosmos entsprechenden – politischen Ordnung zu ergründen sucht, sieht die Rhetorik die Möglichkeit der Politik gerade in der Abwesenheit eines kosmischen Fundaments gegeben. Die Demokratie ist damit *die* rhetorische Verfassung schlechthin, weil in ihr die Kontingenz ihrer Fundierung offen liegt. Hetzel arbeitet anschließend heraus, wie die radikale Demokratietheorie von Laclau und Mouffe in der Linie des rhetorischen Denkens steht, insbesondere weil das Soziale grundsätzlich als tropologisches und katachrestisch strukturiertes Feld konzipiert wird, in dem die Uneigentlichkeit von sozialen Positionen und Identitäten analog zur Nicht-Fixierbarkeit sprachlicher Bedeutung funktioniert und Reduktionen auf *ein* Wesen oder *eine* Bedeutung verunmöglicht. Gesellschaft lässt sich eben gerade nicht auf Einheitlichkeit zurückführen, sondern ist wesentlich konflikthaft. Die von Laclau vorgenommene rhetorische Lektüre des Sozialen und der Politik vergleicht Hetzel abschließend mit einem ähnlichen Unterfangen, der rhetorischen Ideologiekritik Paul de Mans. Das Problem dieses Entwurfs liegt darin, dass er die Tropen selbst ontologisiert und im sozialen Geschehen tatsächlich ein tropologisches Geschehen sieht, wohingegen Laclau die Tropen selbst tropologisch verwendet: Klassen sind keine Metaphern, sie sind *wie* Metaphern. Für Hetzel besteht damit der entscheidende Fortschritt gegenüber de Man darin, dass Laclau die Gesellschaft zwar als rhetorisch verfasst begreift, sie aber nicht auf die Rhetorik reduziert.

Auch der Beitrag von *Oliver Marchart* setzt bei der philosophieskeptischen Haltung an, die Laclau immer wieder zum Ausdruck bringt. Doch anders als Andreas Hetzel sieht Marchart im laclauschen Werk – das Philosophie, Sprachwissenschaft und Politik miteinander artikuliert – einen Überschuss des „streng Philosophischen“. Der Grund hierfür liegt im von Heidegger entlehnten Motiv der ontologischen Differenz, die für alle Zentralkategorien von Laclaus Werk prägend ist. Die Differenz zwischen dem Ontologischen und dem Ontischen ist nicht die einfache Differenz eines fortgesetzten Raums der Repräsentation, sie ist eine Differenz-als-Differenz, ein radikaler Bruch. Damit steht das Ontische zum Ontologischen auch nicht im Verhältnis von Inhalt zu Form. Der ontologische Grund ist im Ontischen vielmehr nur als abwesender anwesend, der Bezug wird nicht im Zuge einer Spiegelung, sondern durch eine Investition hergestellt. Die

Bedeutung der ontologischen Differenz im laclauschen Denken zeigt Marchart zunächst am wiederkehrenden Einsatz des Wortes „radikal“, etwa in der „radikalen Kontingenz“. Das radikal Kontingente ermöglicht qua Differenz das Notwendige, grenzt es aber zugleich ein. Kontingenz und Notwendigkeit stehen also in einem Spiel der gegenseitigen Subversion, so dass leicht die Wahrnehmung einer verschwommenen Grenze zwischen beiden entsteht. Doch die ontologische Differenz zwischen beiden ist selbst nicht kontingent: „Der Sinn des Prädikats ‚radikal‘ in ‚radikale Kontingenz‘ findet sich in der Tatsache, dass Kontingenz (in ihrem Spiel mit Notwendigkeit) nie vollständig durch irgendeine Objektivität oder Systematizität ausgelöscht werden kann, weshalb sie selbst den Charakter der Notwendigkeit annimmt“ (109). Das Verhältnis vom Ontischen zum Ontologischen ist mithin das eines Systems zum es umgebenden „Nichts“, das es zugleich ermöglicht und unmöglich macht, weil das Nichts auch im System insiziert. Abschließend weist Marchart auf die hohe politische Bedeutung der ontologischen Differenz hin: Denn das politische Spiel der Hegemonie, in deren Zentrum, wie oben dargestellt, die Universalisierung des Partikularen steht, funktioniert nur vor dem Hintergrund der ontologischen Differenz, die das Partikulare und das Universale in letzter Konsequenz füreinander unverfügbar hält. Hier sieht Marchart allerdings noch Ergänzungsbedarf gegenüber der laclauschen Terminologie, weil beide, sowohl das Universale als auch das Partikulare, in ihren zahlreichen Mischverhältnissen letztlich ontische Kategorien sind. Demgegenüber führt er die Kategorien des Absoluten und des Singulären als ontologische Kategorien ein: Das rein Absolute und das rein Singuläre sind selbst nur „Gespenster unmöglicher Grenzfälle“ (117), ermöglichen als solche aber erst das Spiel zwischen Universalem und Partikularem. Während die ontologischen Reinformen Bedingungen der Möglichkeit des ontischen Geschehens sind, können sie doch ontisch nie realisiert werden. Politische Versuche der erzwungenen Realisierung des Absoluten wie des Singulären sind daher als totale Schließungen zu bekämpfen. Dies ist dem Poststrukturalismus mit Blick auf das Absolute durchaus von Beginn an bewusst. Dass aber auch die Vereinseitigung des Singulären eine ebenso unzulässige Schließung bedeutet, muss die Gegenwartstheorie, die die Singularität oft geradezu zelebriert, nach Marchart noch erkennen. Es ist gerade die Betonung des unaufhörlichen Spiels zwischen Universalem und Partikularem, die demnach die Stärke der politischen Philosophie Laclaus ausmacht.

Im Mittelpunkt des Beitrags von *Urs Stäheli* steht die Auseinandersetzung mit einem zentralen Aspekt von Ernesto Laclaus *On Populist Reason* (Laclau 2005): der Einbindung des Affekts in die Hegemonietheorie. Laclaus Entwurf einer Populismustheorie in *On Populist Reason* beginnt mit einer Rekonstruktion der Massenpsychologie – insbesondere der Schriften von Gustave Le Bon und Gabriel Tarde – und ihrer kritischen Rezeption durch Sigmund Freud. Die Entwicklung von der Massenpsychologie zur Psychoanalyse wird dabei von Laclau als Fortschrittsnarrativ entworfen, weil erst Freud zwei wichtige Dinge erkenne und zusammenbringe: die hohe Bedeutung des Führers für die Integration der

Masse (als Horde) und die Art der Beziehung zwischen Geführten und Führer (als Identifikation mit dem Ich-Ideal). Stäheli zeigt nun, dass schon bei Tarde, den Laclau hinsichtlich der Bedeutung des Führers als wichtigen Vorgänger Freuds ausmacht, keineswegs ein Modell des Sozialen vorherrscht, das über Integration (etwa durch einen Führer) funktioniere. Vielmehr ist es die Vielzahl dezentraler Nachahmungsereignisse und -ströme, die das Soziale entstehen lässt. Diese Kritik der Tarde-Lektüre Laclaus verstärkt Stäheli dann zu einer grundlegenden Kritik des Hegemoniemodells von Laclau und Mouffe, die sich zu sehr auf die „Identifikation mit einer zentralen Instanz“ (131) konzentrierte – etwa im Modell des leeren Signifikanten – und dabei übersehe, dass es auch einen lateralen Modus der Sozialität und der Identifikation unterschiedlicher Elemente untereinander gebe, die die Vermittlung durch den Führer (oder ein ähnliches zentrales Element) nicht brauche. Diese Form der Sozialität beruht nach Stäheli nicht auf einer symbolischen Vermittlung, sondern auf gemeinsamer (oft körperlicher) Erfahrung und Nähe, die nicht narrativierbar ist. Sie beruht, mit anderen Worten, auf Affekten. Zwar führe auch Laclau in *On Populist Reason* den Affekt als wichtige analytische Kategorie ein, doch bliebe er dort letztlich völlig der formalen Hegemoniefunktion untergeordnet und füge dieser nichts Neues hinzu. Dem hält Stäheli entgegen, dass die korporeale und näheorientierte Lesart der Affekte es einerseits erlaube, das Materielle angemessen zu berücksichtigen, das im symbolischen Modell Laclaus nur von sekundärer Bedeutung sei. Andererseits kann man „die Fähigkeit, zu affizieren und affiziert zu werden“ (134) als Grund für die gesteigerte Anschlussfähigkeit diskursiven Geschehens lesen und so das Signifikationsgeschehen selbst besser erklären: Leere Signifikanten setzen demnach „affektive Dynamiken frei, die zu einer Vervielfältigung und Erhöhung möglicher Anschlüsse führen“ (135).

Stefanie Wöhl widmet sich zwei Aspekten, denen bei der Rezeption des Denkens von Chantal Mouffe und Ernesto Laclau oft zu wenig Aufmerksamkeit zukommt: Sie stellt einerseits die feministische Variante der Hegemonietheorie von Chantal Mouffe in den Vordergrund und befasst sich in diesem Zusammenhang andererseits mit den Möglichkeiten einer anti-hegemonialen Praxis. Ein wichtiger Teil von Chantal Mouffes Schriften liefert Beiträge zum anti-essentialistischen Feminismus; anti-essentialistisch deshalb, weil Mouffe dem politischen Handeln das Fundament eines vorgängigen Handlungssubjekts entzieht. Das gilt gerade auch für das Subjekt „Frau“ im feministischen Kampf, dessen Identität sich nach Mouffe erst im Lauf des Handelns einstellt und mit diesem Handeln auch ständigen Änderungen unterliegt. Grund dafür ist die Beweglichkeit des politisch-gesellschaftlichen Raums, der unterschiedliche Artikulationen zwischen Subjektpositionen und verschiedene Formierungen von Äquivalenzketten erlaubt. Dabei kommt jedoch nach Wöhl ein Moment zu kurz: die gegenseitigen Ausschlüsse zwischen verschiedenen Subjektpositionen, die einer gemeinsamen Artikulation Grenzen setzen. Dies gilt insbesondere dann, wenn es um gegenhegemoniale Bewegungen geht, die sich einem einflussreichen institutionell-staatlich

abgesicherten Block gegenübersehen, der seinerseits Ausschlüsse verfestigt. Als Beispiel hierfür diskutiert Wöhl die Politik des Gender Mainstreaming, die zwar einerseits aus dem feministischen Denken hervorgegangen ist und auch Anknüpfungen für zahlreiche feministische Artikulationen bietet, andererseits aber im Zuge der EU-Politik so aufgeladen wurde, dass sie bestimmte Grenzziehungen reproduziert, allen voran die zwischen Hetero- und Homosexualität und zwischen sozialen Ungleichheitslagen. Die mouffesche Theorie der (gegen-)hegemonialen Artikulation greift hier nach Wöhl zu kurz, weil sie weder die Identitätsformierung *vor* dem hegemonialen Prozess bedenkt noch erkennt, wie groß die Widerstände sein können, die für gegenhegemoniale Artikulationen aus institutionellen Strukturen resultieren.

Johannes Angermüller nähert sich dem Denken Laclaus aus diskursanalytischer Perspektive und setzt sich dabei insbesondere mit einem Aspekt der jüngeren Theorieentwicklung auseinander: der Konzipierung der kleinsten artikulatorischen bzw. diskursiven Einheit als Forderung. Angermüller arbeitet zunächst heraus, wie die Hegemonietheorie an die Stelle der Gesellschaft das Feld des Sozialen setzt, das zugleich strukturiert und durch Praxis bewegt ist. Im Unterschied zu strukturalen Modellen ist die Objektivität des Sozialen jedoch konstitutiv beschränkt, zum einen weil sich durch das Soziale und als dessen „interne“ Grenze der Spalt des Antagonismus zieht, zum anderen weil das soziale und hegemoniale Geschehen Kontingenz unterliegt. Laclaus und Mouffes Theoretisierung der Gesellschaft als Großgefüge ist also essentialismuskritisch akzentuiert: Sie greifen auf das saussuresche Modell der Identitätsbildung qua Differenz zurück, verweigern sich aber der Vorstellung, dass diese Identitätsbildung jemals in einem geschlossenen System abgeschlossen und damit gegeben sein könnte. Während Angermüller die von Laclau/Mouffe vorgenommene konstitutive Dislozierung der Struktur des Sozialen zustimmend rekonstruiert, sieht er ein Problem in der Konzeptionierung der kleinsten Einheit, aus der sich diese Struktur zusammenfügt: der Forderung. Diese ist nach Angermüller keineswegs so transparent und unmittelbar verständlich, wie Laclau anzunehmen scheint. Vielmehr lässt sich aus dem Blickwinkel der pragmatisch orientierten Diskursanalyse feststellen, dass sich auch in vermeintlich klaren Forderungen stets verschiedene Bedeutungsebenen und Sprecherperspektiven überlagern, so dass „komplexe interpretative Dilemmata“ (165) entstehen, die man nicht durch den einfachen Verweis auf einen gemeinten Inhalt auflösen kann. Angermüller skizziert dann sein diskursanalytisch-äußerungstheoretisches Modell und zeigt die Problematik eines von scheinbarer Evidenz gekennzeichneten Forderungsverständnisses anhand der beispielhaften Diskursanalyse einer Forderung des Grünen-Politikers Oswald Metzger auf. Hier wird deutlich, dass Diskurse nie in ihrer Gänze gegeben sind, sondern stets nur perspektivisch; und diese Perspektivität affiziert jede mögliche Forderung.

Der Fokus des Beitrags von *Martin Nonhoff* liegt auf der Erkundung einer an die Hegemonietheorie anschließenden, diskursanalytischen Methodologie. Dabei

wird in einem ersten Schritt erörtert, welcher Art die Einheiten sind, aus denen sich hegemoniale Diskurse zusammensetzen, und welche Typen von Relationen sich zwischen diesen Einheiten konstatieren lassen. Ausgerüstet mit einer Typologie von fünf Relationstypen (Repräsentation, Differenz, Äquivalenz, Kontrarität, Superdifferenz) und einem an Laclau angelehnten Verständnis der kleinsten Einheit als Forderung untersucht Nonhoff anschließend das politisch-diskursive Feld in seiner Grundstruktur und kommt zu dem Ergebnis, dass man Diskurse dann als politische Diskurse bezeichnen kann, wenn in ihnen das Allgemeine konflikthaft verhandelt wird. Wenn sich dabei eine Version des Allgemeinen durchsetzt, dann stets in vorläufiger und nie hinreichender Weise, d.h. nicht im Modus absoluter Herrschaft, sondern in jenem der Hegemonie. Ein hegemoniales Projekt kann dabei als umso erfolgreicher gelten, je höher sein Verbreitungsgrad und seine diskursive Wahrnehmbarkeit sind. Abhängig ist dies beides vom quantitativen wie qualitativen Grad, in dem eine hegemoniale Formierung Individuen und vor allem Gruppen zu subjektivieren vermag. Nach dieser bereits auf die Diskursanalyse zugeschnittenen Rekonstruktion der Hegemonietheorie etabliert Nonhoff als „Scharnier“ zwischen Theorie und empirischer Analyse ein Konzept der hegemonialen Strategie, die er als bestimmte Form des Arrangierens der vorher eingeführten diskursiven Beziehungen begreift. Zentral sind dabei die Ausformung von Äquivalenzketten, die Zweiteilung des diskursiven Raums und die Repräsentation des hegemonial agierenden Lagers durch einen leeren Signifikanten. Abschließend wird mit der Analyse eines Textes von Alfred Müller-Armack, der im Kontext des wirtschaftspolitischen Diskurses der deutschen Nachkriegszeit steht, die hegemoniale Praxis um den Signifikanten „Soziale Marktwirtschaft“ nachgezeichnet.

Auch *Cornelia Bruell* nähert sich dem Denken von Laclau und Mouffe mit dem Ziel der empirischen Analyse. Im Unterschied zu den vorher genannten diskursanalytischen Beiträgen verknüpft Bruell die Hegemonietheorie mit einer Kombination von qualitativer und quantitativer Inhaltsanalyse. Auf methodischer Ebene arbeitet sie heraus, dass zwar Äquivalenzbeziehungen im Diskurs bestehen, dass aber weit bedeutender so genannte „Simultanzen“ sind, d.h. die parallele Thematisierung bestimmter Aspekte, ohne dass dabei zwangsläufig eine enge (etwa: kausale) Verbindung zwischen beiden hergestellt wird. Entsprechend lässt sich die vorgenommene Untersuchung als „Simultananalyse“ beschreiben. Diese Analyse wird angeleitet durch die Frage, ob sich auf der Ebene des (zeitungs-)öffentlichen Diskurses so etwas wie eine europäische Identität entwickelt. Dabei gilt Bruell eine Identität dann als gut etabliert, wenn in einem gesellschaftlichen Zusammenhang vergleichbare Knotenpunkte eingerichtet werden und ähnliche antagonistische Fronten entstehen. Unter der Annahme, dass sich Aspekte einer solchen Identität schon auf den verschiedenen nationalen Ebenen anzeigen müssten, untersucht Bruell in vier österreichischen Zeitungen die Diskussionen um die Europawahl des Jahres 2004, und zwar nach den Konjunkturen von Themenkomplexen und Subthemen sowie nach feststellbaren Simultanzen

zwischen Themen und Subthemen. Im Ergebnis stellt Bruell fest, dass man von der Existenz einer europäischen Identität – jedenfalls auf der nationalen, österreichischen Ebene – kaum sprechen kann, und dass auch deren Entwicklung in der Zukunft unwahrscheinlich erscheint.

Abgeschlossen wird der Band mit dem Beitrag von *Daniel Schulz*, der in einer empirischen Studie mit Hilfe des theoretisch-analytischen Instrumentariums der Hegemonietheorie untersucht, wie sich in Frankreich zwischen der Revolution von 1789 und dem Ende des 19. Jahrhunderts „die Nation [...] dauerhaft als hegemoniale Ordnungssymbolik“ (227) herausbildete. Als Korpus seiner Diskursanalyse dienen ihm verschiedene politische Wörterbücher und Enzyklopädien. Im Unterschied zu allgemeinen Wörterbüchern erweisen sich die politischen Wörterbücher als besonders hilfreich für eine Analyse des hegemonialen Geschehens, weil sie stets aus einer politischen Perspektive geschrieben sind und so konstitutiv bestimmte politische Subjektpositionen einbringen. Die Nation entwickelt sich, wie Schulz herausarbeitet, im Lauf der Untersuchungsperiode zwar durchaus zum leeren Signifikanten des französischen Gemeinwesens. Sie wird von immer mehr politischen Kräften vereinnahmt, bleibt dabei aber letztlich inhaltlich umstritten.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis des Workshops *Discourse, Democracy, Hegemony: Résumé and Future Prospects of the Political Theory of Ernesto Laclau and Chantal Mouffe*, der am 9. und 10. Dezember 2005 am Zentrum für Sozialpolitik der Universität Bremen stattgefunden hat. Als Herausgeber möchte ich allen Personen und Institutionen danken, die zum Gelingen des Workshops wie des Bandes beigetragen haben. Allen voran gilt mein Dank Ernesto Laclau und Chantal Mouffe dafür, dass sie die Teilnahme am Bremer Workshop einrichten konnten und mir ihre Texte für diesen Band überlassen haben. Ebenso möchte ich allen anderen WorkshopteilnehmerInnen und AutorInnen für ihre Mitwirkung herzlich danken. Für ihre finanzielle Förderung danke ich der Universität Bremen, für seine ideelle Unterstützung dem Frankfurter Arbeitskreis für Politische Theorie & Philosophie und für seine Hilfe bei der Planung insbesondere Frank Nullmeier. Bei der Durchführung des Workshops haben mich das Bremer Zentrum für Sozialpolitik, Johannes Angermüller, Eva Herschinger, Achim Hurlmann, Eike Holsten und ganz besonders unermüdlich Jessica Haase unterstützt; bei der Herausgabe des Bandes waren mir Lina Jakobs, Hanna Naoumis, Tanja Pritzlaff und Christine Stangl eine sehr große Hilfe. Ihnen allen möchte ich meinen besonderen Dank aussprechen.

Literaturverzeichnis

- Brodocz, André (2003): *Die symbolische Dimension der Verfassung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Critchley, Simon; Marchart, Oliver (Hg.) (2004): *Laclau. A Critical Reader*. London, New York: Routledge.
- Glasse, Georg (2007): Vorschläge zur Operationalisierung der Diskurstheorie von Laclau und Mouffe in einer Triangulation von lexikometrischen und interpretativen Methoden (in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 8/2). Download unter: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-14-d.htm> (abgerufen am 21. September 2007).
- Hetzl, Andreas (2004): „Demokratie ohne Grund. Ernesto Laclaus Transformation der Politischen Theorie“, in: Oliver Flügel; Reinhard Heil; Andreas Hetzel (Hg.): *Die Rückkehr des Politischen. Demokratietheorien heute*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 185-210.
- Howarth, David; Norval, Aletta J.; Stavrakakis, Yannis (Hg.) (2000): *Discourse Theory and Political Analysis. Identities, Hegemonies and Social Change*. Manchester, New York: Manchester UP.
- Jörke, Dirk (2004): „Die Agonalität des Demokratischen: Chantal Mouffe“, in: Oliver Flügel; Reinhard Heil; Andreas Hetzel (Hg.): *Die Rückkehr des Politischen. Demokratietheorien heute*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 164-184.
- Laclau, Ernesto (1990): *New Reflections on The Revolution of Our Time*. London, New York: Verso.
- (1993): „Discourse“, in: Robert E. Goodin; Philip Pettit (Hg.): *A Companion to Contemporary Philosophy*. Oxford/Cambridge, Mass: Blackwell Publishers, 431-437.
- (Hg.) (1994): *The Making of Political Identities*. London, New York: Verso.
- (1996): *Emancipation(s)*. London, New York: Verso.
- (2000): „Identity and Hegemony: The Role of Universality in the Constitution of Political Logics“, in: Judith Butler; Ernesto Laclau; Slavoj Žižek: *Contingency, Hegemony, Universality. Contemporary Dialogues on the Left*. London, New York: Verso, 44-89.
- (2002): *Emancipation und Differenz*. Wien: Turia + Kant.
- (2004): „Glimpsing the Future“, in: Simon Critchley; Oliver Marchart (Hg.): *Laclau. A Critical Reader*. London, New York: Routledge, 279-328.
- (2005): *On Populist Reason*. London, New York: Verso.
- (2006): „Why Constructing a People Is the Main Task of Radical Politics“, *Critical Inquiry* 32: 646-680.
- Laclau, Ernesto; Mouffe, Chantal (1985): *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*. London, New York: Verso.
- (1991[1985]): *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien: Passagen.
- Lefort, Claude (1990[1983]): „Die Frage der Demokratie“, in: Ulrich Rödel (Hg.): *Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 281-297.
- Marchart, Oliver (Hg.) (1998): *Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus*. Wien: Turia + Kant.
- (2002): „Gesellschaft ohne Grund: Laclaus politische Theorie des Post-Fundationalismus“, in: Ernesto Laclau: *Emancipation und Differenz*. Wien: Turia + Kant, 7-18.

- Mouffe, Chantal (1999): *The Challenge of Carl Schmitt*. London: Verso.
- (2000): *The Democratic Paradox*. London: Verso.
- (2005): *On the Political*. London, New York: Routledge.
- (2007): *Über das Politische*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nonhoff, Martin (2001): „Soziale Marktwirtschaft – ein leerer Signifikant? Überlegungen im Anschluss an die Diskurstheorie Ernesto Laclaus“, in: Johannes Angermüller; Katharina Bunzmann; Martin Nonhoff (Hg.): *Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen*. Hamburg: Argument, 193-208.
- (2006a): *Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt ‚Soziale Marktwirtschaft‘*. Bielefeld: Transcript.
- (2006b): „Politische Ideengeschichte und politische Hegemonie – Anmerkungen zum ‚Battle of the Books‘ an den amerikanischen Colleges“, in: Harald Bluhm; Jürgen Gebhardt (Hg.): *Politische Ideengeschichte im 20. Jahrhundert. Konzepte und Kritik*. Baden-Baden: Nomos, 223-242.
- Stäheli, Urs (1999): „Die politische Theorie der Hegemonie: Ernesto Laclau und Chantal Mouffe“, in: André Brodocz; Gary S. Schaal (Hg.): *Politische Theorien der Gegenwart*. Opladen: Leske + Budrich, 143-166.
- (2000): *Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Torfig, Jacob (1999): *New Theories of Discourse: Laclau, Mouffe and Žižek*. Oxford, Malden: Blackwell.

